

Darob gänzlich unmilitärische Dho-Rufe und ein übermütiges Primanerlachen, in das er selber mit einstimmt.

Wäre dies Urteil damals ernst gemeint gewesen, so hätte es unser verehrter Lehrer bald einer Revision unterziehen müssen. Denn es wahrte nicht lange, da stand „das Rudel Hunde“ seinen Mann draußen vorm Feinde. Viele davon sind nicht mehr heimgekehrt . . .

¹⁾ Sagenbuch der Lausitz, 2. Teil, Nr. 91 (Neues Lausitzer Magazin 1863, S. 309).

²⁾ So im Sinne von J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II (4. Auflage 1899), S. 311 ff., die Notizen im N. L. Mag. 1834, S. 610 und 1835, S. 340.

³⁾ Dorf bei Nürnberg und altes Kloster in der Rheinpfalz; beide Grenzorte eines Gaues.

⁴⁾ Cod. dipl. Lus. sup. 94; hier zitiert nach Knothe, die Hunde in den Rechtsaltertümern der Oberlausitz, N. L. Mag. 1891, S. 236, Anmerkung 1.

⁵⁾ Siehe die Zusammenstellung ihrer Besuche bei Knothe, Rechtsgeschichte der Oberlausitz, N. L. Mag. 1877, S. 189, Anm. 5.

⁶⁾ Tzschoppe und Stenzel, Urkundenammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte usw. in Schlesien und der Oberlausitz, Hamburg 1832, S. 20 f.

Durch wintergraue Heide

Von Rudolf Krenz

Von den Türmen kündeten die Glocken die siebente Morgenstunde des dritten Weihnachtsfeiertages, als wir durch die dunklen Straßen dem Treffpunkt zueilten. In der Nacht war ein dünner Schnee gefallen, der sich unter den Füßen zu grauem Matsch wandelte. Doch gab er dem Stadtbild immerhin jene Schönheit, die Bautzen dem Beschauer das Herzblut vor Freude in Wallung bringt. Beim Ueberschreiten der großen Spreebrücke konnte ich den Blick nicht wenden von dem auf- und absteigenden Gewirr der Häuschen der Fischer- und Heringsgasse, das sich den Augen unklar, in einen blauen Dunst gehüllt, mit weißen Schneeflocken besetzt, bot. Dazu leuchtete die stille Heimlichkeit lichtbeller Fenster aus diesem blauweißen Dämmer, rauschte die Spree den Rhythmus zu dem Auf und Ab der Häuschen! . . .

Am Treffpunkt war unser Freund und Führer nicht zu finden. Bald hatten wir heraus, daß er noch im Bett lag; die Fahrt ins Valtensberggebiet am Tage vorher hatte ihn so müde gemacht, daß er die Zeit verpaßte. Doch war noch nichts verloren. Nach einem beschleunigten Imbiß blieb noch so viel Zeit, daß wir den Bahnhof Seidau bequem erreichen konnten.

Indessen war es Tag geworden. Ein nüchtern, nebelgrauer Wintertag. Die Stadt hatte ihre Lichtaugen zugeedrückt, nachts, profaisch lagerte sie auf ihrem Selsen, jeder frohe, farbige Schein war vom Grau des Tages ausgelöscht! . . .

Die Fahrt war nicht gerade gemütlich. Der Wagen erinnerte zu sehr an einen Holzstall, und die Pfeifen und Zigaretten der Mitreisenden füllten ihn dazu noch mit einem beißenden Qualm, der meiner lufthungrigen Lunge unangenehm war. Da sprang unerwartet ein Funken Heiterkeit in meine aufsteigende Schlechtgelauntheit. Mein Freund hatte in seiner freien volkstümlichen Weise seinen Nachbar angesprochen, wobei es aus einer längeren Unterhaltung zutage kam, daß beide weißschweifig verwandt waren. Mußte ein solch blindes Spiel des Zufalls nicht Heiterkeit erregen?

Mit dem freudigen Gefühl, endlich wieder ein Bein vor's andere setzen zu können, verließen wir in Guttau den Zug. Die paar Gebäude um die Haltestelle schauten mürrisch und regenverwaschen in den grauen Tag, der schwer und reglos auf den Felderbreiten lag, von einem sackfarbenen Himmel überspannt. Wie der letzte Scheidegruß zivilisierten Lebens mit Arbeit und Freude, Pflicht und Ruhe, wehten die Rauchfahnen aus der Lokomotive des davonfahrenden Zuges zu uns herüber! . . .

Auf der regenzerweichten Staatsstraße kamen wir schnell voran. Die ganze Gegend war meinen Gefährten gar wohl bekannt. Lange Zeit vor dem Kriege schon fuhren sie jährlich zum Fischen in die zahlreichen Gewässer der Umgegend. Manches heitere Erlebnis hatten sie dabei. Besonders ein ehemaliger Kollege war der „Held“ manchen komischen Geschehnisses!

Über die Betonbrücke, welche das hochgeschwollene Löbauer Wasser überspannte, gelangten wir nach Guttau hinein, bogen aber bald links ab in den Teichweg nach Lömischau. An der freistehenden Schule vorbei, verriet bald aufsteigendes blattleeres Baumwerk und Ufergebüsch die Teiche. Reges Leben herrschte in ihnen. Das Wasser war bis auf einen geringen Teil, in dem der Himmel sein mürrisches Gesicht spiegelte, abgelassen. Schnitter mähten mit kräftigem Schwunge das mannshohe Schilf. Die Sensen kreischten schrill und gequält durch die bleierne Trübe und Stumpfheit des Tages. Wagen knarrten, Peitschen knallten, Fußschar schimpften. Jeder Laut klang scharf und schneidend durch die Luft.

An der Brückenschänke vorüber schritten wir den Pappelweg, an dessen Ende sich der Daubaner Wald auftut, hinauf. Die wenigen Häuschen Lömischaus bleiben zurück, hinter einer Waldecke versinkt Wartha und dann umgibt uns der Wald. Grauer Dämmer hängt wie Spinnwebe von Stamm zu Stamm, starre Ruhe hocht großäugig zwischen den Reihen. Nur manchmal schrillen die Sirenen von Kleinsaubernitz gedämpft an unser Ohr, bebt das Donnern der Kettenbahnen durch den Wald. Sonst hört man nur das Knacken durrer Äste unter unseren Füßen, die Worte der Unterhaltung, die bald stärker, bald schwächer fließt.

Viertelstunde um Viertelstunde schreiten wir dahin. Immer zwischen hochgewachsenen Kiefern, die breite, ausgefahrene Straße zur Seite. Das Bild scheint immer daselbe zu sein, immer daselbe Stück Kiefernwald, so ähnlich ist eins dem andern! Und doch bemerkt man immer wieder Unterschiede, merkt, daß es immer weiter vorwärts geht!

Dann wechselt das Bild plötzlich: Birken stehen am Wegrand, ihre Stämme leuchten weiß und hoffnungsvoll. In der Finsternis sollen sie dem Wanderer, dem Fuhrmann den Weg weisen.

An einer Wegkreuzung machen wir Rast. Auf einem Stapel Stangenholz wird das Frühstück eingenommen. Ein schnell gewärmter Kaffee tut dem Körper wohl bei dem nebelnassen Wetter. Auch der Magen freut sich des Gebotenen!

Dann geht es wieder weiter. Immer durch dieses Schweigen tausender ernster Föhren, auf einer sandigen, zerfahrenen Straße. Kein Mensch begegnet uns, kein Vogel piept oder schreit. Wege münden in die Straße, kreuzen sie. Weiser stehen an ihnen, zeigen ihre In schrift, kalt, teilnahmslos, ohne eine Spur von lebendiger Zugehörigkeit in das Wachstum der sie umgebenden Wälder. Steingewordene Formen jenes Wortes: „Hilf dir selbst . . .“

Einmal biegen wir links ab. Schreiten weiter und weiter, bis wir an die sächsisch-preussische Grenze kommen. Sobald die Grenzsteine vorüber sind, ist das Bild wieder daselbe. Bis auf einmal ein dünner Schneemantel die Erde bedeckt. Aber das ist nur auf wenig hundert Schritte. Dann ist die Straße wieder schneefrei.

Aber nun weicht der Kiefernforst dem Fichtenwald. Kümmerlichem, verkrüppeltem Fichtenwald. Die freie, stolze Fichte der Berge ist in diesen Exemplaren nicht wiederzuerkennen. Die Bodenverhältnisse haben doch einen unverkennbaren Einfluß auf das Wachstum.

Das erste Vogelleben grüßt uns hier. Buchfinken klettern mit hellem Gepiep kopfüber, kopfunter durch das Gezweig. Lange Zeit schauen wir dem drolligen Treiben dieser kugligen Gefellen zu. Im Weitersicheren lenkt das laute Murmeln eines Bächleins am Wegrande unsre Aufmerksamkeit auf sich. Mit rotem, eisenhaltigem Wasser schwagt es sich durch sein Bettlein.

Rechts am Ende des Fichtenwaldes liegt hinter Feldern und Wiesen das Dörfchen Jauer. Friedlich rauchen die Essen seiner niedrigen, strohgedeckten Hütten, ein Bild leidloser Weltabgeschiedenheit und tiefsten Friedens. Nichts gemahnt daran, daß die Unruhe der großen Welt, ihr Leid und Elend auch in diese ärmlichen Häuschen Einzug gehalten haben könnte.

Nach kurzen Minuten tauchen auch vor uns Häuser auf: Zimpel. Die Försterei, ein efeuunkrankter Bau mit einem Hirschgeweis über der Tür, grüßt herüber. Und über leere Baumkronen hebt sich das runde Walmdach eines Schloßturmes. Das macht uns neugierig. Wir gehen ins Dorf hinein. Gleich am Eingange desselben präsentieren sich uns die alte und die neue Welt: links ein Scheunen-Neubau aus den immer mehr zur Verwendung kommenden weißen Heidesand-Ambi-Ziegeln, rechts eine altersschwache Lehmhütte, mit Stroh gedeckt und einer lendenlahmen Hoftür in der Farbe geronnenen Blutes.

Linkerhand läuft die Straße nach Raschel, birkengehäumt und einsam. Wir gehen nach rechts. Die Dorfstraße läßt nicht die geringste menschliche Pflege erkennen. Die Häuser sind zumeist massiv, sauber und reinlich im Äußeren, einstöckig, von einem Gärtchen umsäumt.